



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

GERHARD SCHWEIZER

Mit offenem Blick

Begegnungen mit fremden Kulturen

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung eines Fotos von © iStock, zodebala

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-96377-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Brigitte

Inhalt

Einleitung: Über die eigene Kultur hinaus

Faszination und Irritation	11
----------------------------------	----

Begegnungen mit dem touristischen Ich

Eine schwierige Konfrontation	19
-------------------------------------	----

»Orient« und andere Träume

Eine erste Ernüchterung in Marokko	21
--	----

»Ich merke, Sie sind Tourist«

Eine zweite Ernüchterung in Tunesien	27
--	----

Ein Fremder in einer Oase

»Unberührte« Insel in Tunesien	31
--------------------------------------	----

Reisen wollen oder reisen müssen

Unterwegs mit türkischen »Gastarbeitern«	36
--	----

Grenz-Erfahrungen

Erste Spannungen mit »Gastarbeitern«	45
--	----

Aus der Zeit gefallen

Begegnungen in einem abgeschotteten

Afghanistan	50
-------------------	----

Die Vorboten einer problematischen

Globalisierung

Ein anderes Afghanistan	62
-------------------------------	----

Als das »ganz Fremde« noch weit entfernt war ... Erfahrungen in Indien vor mehr als fünfzig Jahren	67
Ist das Globalisierung? Offene Fragen in Indien	73
Begegnungen mit Gauguin und Robinson Sehnsucht nach Inseln in Thailand	83
Zerstört der Tourismus, was er sucht? Verlustängste in Thailand	90
Wo Asien noch »Asien« ist? Begegnungen in einem abgeschotteten Nepal	94
Touristen - und nur negative Folgen? Die ganz andere Überraschung in Nepal	99
Reisen im globalisierten Zeitalter Aktuelle Fragen in China	110
Wir werden »besichtigt« Asiatische Touristen in Europa	122

Beginn einer Völkerwanderung

Folgenschwerer Nebeneffekt der Globalisierung	131
»Unsere Vorfahren sind nie gereist« Unterwegs in überfüllten Zügen	133
Der erste Anstoß zur globalen Migration Es begann in Europa	142
Wachsender Reichtum, wachsende Armut Türkische Migranten	149
»Wie viele Einwohner? Das weiß nur Allah« Ägyptische Migranten	160
Reichtum - für wen? Indische Migranten	168

Rasanten Wirtschaftswachstum	
Chinesische Migranten	182
Droht der Kollaps?	
Offene Fragen angesichts der weltweiten	
Völkerwanderung	197

Soziale und religiöse Krisen

Marokko – ein Beispiel unter vielen	207
---	-----

Entwurzelte Muslime

Ein sozialer Konflikt – noch ohne religiöse	
Dimension	209
Frustration und Fremdenfeindlichkeit	
Wie sich ein Konflikt hochschaukelt	217
Verwestlichung? Islamisierung?	
Die gesplante Gesellschaft	223
Entwurzelte Muslime und »Heiliger Krieg«	
Strukturen weit über Nordafrika hinaus	234
Abschied von Tausendundeiner Nacht	
Ein anderes Bewusstsein des Reisens	244

Zusammenprall der Kulturen

Die Vielschichtigkeit der Migration	253
---	-----

Wie fremd sind Zuwanderer?

Verblüffende Gespräche in der Türkei	255
Das Problem der Parallelgesellschaften	
Muslimische Zuwanderer in Europa	261

Migration und Heimat	
Wachsende Spannungen im Zeichen der	
Globalisierung	272

Epilog: Ich bin ein Europäer

Auf Umwegen zurück zur eigenen Kultur	283
---	-----

Anhang

Anmerkungen	299
Ausgewählte Literatur	307
Personen-, Orts- und Sachregister	309

Einleitung

Über die eigene Kultur hinaus

Faszination und Irritation

Kamele und Dattelpalmen ... Frauen in leuchtend bunten Saris, Männer mit Turban ... Pagoden inmitten von Reisterassen ... Es sind stereotype Sehnsuchtsbilder für Reisende, die einen starken Kontrast zum eigenen Kulturraum suchen. Aber eine meiner ersten grundlegenden Erfahrungen unterwegs war, dass ich die größten Überraschungen nicht dann erlebte, wenn ich mich erwartungsvoll auf die Oberflächenexotik konzentrierte, die jeder Reiseprospekt anbietet. Die verblüffendsten Einsichten stellten sich vielmehr bei meinen zahlreichen, oft beiläufig erscheinenden Gesprächen mit Einheimischen ein.

So wurde ich anfangs meist gefragt, ob ich verheiratet sei, welchen Beruf ich ausübe, welcher Religion ich angehöre. Und solche Gespräche mündeten immer wieder in Diskussionen darüber, was die Unterschiede zwischen Menschen in westlichen Industriegesellschaften und denen in anderen Kulturen seien. Im Detail ging es um Differenzen im Verständnis von sozialem Leben, von Politik, von Religion, von Toleranz, von Freiheit, von Individualität. Gerade die Diskussionen, die sich meist zufällig in Eisenbahnabteilen,

in Autobussen, in Teestuben, in Basaren, in religiösen Kultstätten ergaben, führten mich immer wieder über bisher vertraute Denkmuster hinaus.

Fremde Kulturen verstehen ... Mit offenem Blick reisen, die Welt erfahren ...

Im vorliegenden Buch schildere ich am Beispiel meiner Reisen, wie schwierig es ist, nun tatsächlich über die festgefügteten Strukturen unseres eigenen Kulturraums hinauszudenken. Mögen auch die Städte weltweit in ihrem Erscheinungsbild mit Betonwohnblocks und Hochhäusern nach dem Vorbild westlicher Zivilisation immer gleichförmiger werden, mag auch die Kleidung im westlichen Stil global immer uniformer erscheinen, mag auch der Gebrauch einer international genormten Technik in die letzten Winkel der Welt vordringen – unter dem Firnis einer solchen Globalisierung überdauern trotzdem tiefgehende Unterschiede zwischen den einzelnen Kulturen. Diese Problemlage werde ich anhand zahlreicher Begegnungen während meiner Reisen veranschaulichen. Hierbei lege ich besonderes Gewicht auf Beobachtungen, wie sie jeder Reisende mit Lust am Entdecken, mit Neugier auf fremde Kulturen machen kann.

Je intensiver sich westliche Reisende – wie auch westliche Leser – auf die Begegnung mit fremden Kulturen einlassen, desto deutlicher wird für sie, dass die eigenen Maßstäbe ihre scheinbar objektive, scheinbar universale Allgemeingültigkeit verlieren. Ich versuche, die vorhandenen Vorurteile und Missverständnisse zu veranschaulichen, die sich bei dem Blick auf das Fremde ergeben, und beschreibe die Begegnung mit dem »ganz Anderen« als eine Selbsterfahrung mit vielen Entwicklungsstufen. In diesem Zusammenhang gehe ich auf den Grundgedanken ein, dass das Reisen in die Ferne auf erstaunlich verschlungenen Umwegen zu

einer intensiven Begegnung mit der eigenen Kultur zurückführen kann. Der Umweg über die Ferne hilft, Europa und den »Westen« aus einer neuen Perspektive, von außen zu sehen und gerade auf diese Weise verändert wahrzunehmen.

Was bedeutet es, unverwechselbar ein Europäer zu sein – im Kontrast zu fremden Kulturen? Ich schildere Schauplätze von Nordafrika über Vorderasien und Indien bis in den Fernen Osten, weil ich diese seit nahezu sechzig Jahren aus eigener Erfahrung kenne – und dabei Europa verstehen gelernt und mich selbst als Europäer entdeckt habe.¹ Die Begegnung mit fremden Kulturen bedeutet gerade auch eine Selbsterfahrung, eine Begegnung mit dem eigenen Ich, oder präziser ausgedrückt: mit dem touristisch ausgeprägten Ich. Die Auseinandersetzung mit diesem Aspekt soll aber nicht das Subjektive in den Vordergrund rücken, sondern soll verdeutlichen, dass der individuelle Blick auf das Fremdartige gar nicht so individuell ist, denn dieser Blick ist stark von gesellschaftlichen Prägungen abhängig.

Diese Erfahrungen schildere ich vor dem Hintergrund, dass das Phänomen des Reisens in den vergangenen zwei Jahrhunderten epochalen Veränderungen ausgesetzt war. Über viele Jahrhunderte waren nur Diplomaten, Kaufleute und Pilger auf weiten Reisen unterwegs, ansonsten Notleidende auf Arbeitssuche und politisch Verfolgte; die touristische Neugier auf fremde Welten ist folglich eine relativ junge Erscheinung. Diese neue Form des Reisens hat Mitte des 18. Jahrhunderts in Westeuropa begonnen und Mitte des 19. Jahrhunderts breitere Schichten des wohlhabenden Bürgertums erfasst. Eine große Dynamik hat diese Entwicklung allerdings erst in den 1960er- und 1970er-Jahren erfahren, als nun in westlichen Industriestaaten auch das Kleinbürgertum und die Arbeiterschaft sich zunehmend die touris-

tische Mobilität leisten konnten. Nach Angaben der »World Tourism Organization« wurden 1950 erst rund 25 Millionen Reisende gezählt, die von einem Land in ein anderes unterwegs waren. Im Jahr 2018 waren es bereits 1,4 Milliarden Touristen, Tendenz weiter steigend.² Das Bedürfnis des touristischen Reisens hat aber inzwischen auch Völker uns fremder Kulturen erfasst. All das sind Entwicklungen, deren Ursachen und Konsequenzen zu hinterfragen sind.

Meine eigene Biographie fügt sich in diesen globalen Umbruch ein. Ich wurde 1940 geboren und reiste 1960 erstmals außerhalb der Grenzen Europas. Damals konnte ich noch eindringlich erleben, was es bedeutet, in Ländern unterwegs zu sein, die bis dahin noch kaum von Touristen bereist wurden – die aber Jahrzehnte später vom Massentourismus überrollt worden sind. So gehörte etwa zu einer meiner ersten grundlegenden Erfahrungen, dass ich oft innerhalb weniger Stunden den Eindruck hatte, von einem Jahrhundert in ein anderes zu wechseln – so in Regionen, in denen noch immer das Kamel oder das Maultier und nicht das Auto für den Warenverkehr über weite Strecken zuständig war, in denen der Ochse noch immer als Zugtier für Karren diente und nicht der Traktor. Es waren Regionen, in denen die meisten Bewohner noch immer nur eine vage Vorstellung davon besaßen, was sich außerhalb ihrer kleinen überschaubaren Lebenswelt abspielte. Aber ebenso bedeutete es für mich eine grundlegende Erfahrung, dass sich solch völlig autonom existierende Kulturräume innerhalb von nur wenigen Jahrzehnten drastisch veränderten, indem auch dort die westliche Zivilisation vordrang – und sich dort ein starkes Konfliktpotential entwickelte. Auf derartige kulturelle Umbrüche werde ich mit eigenen Beobachtungen besonders eingehen. Es sind Erlebnisse von der »Gleichzeitig-

keit des Ungleichzeitigen«, wie der Philosoph Ernst Bloch diese grundlegende Konfliktkonstellation unserer Moderne benannt hat. Und es sind Veränderungen, die wir vor dem Hintergrund der Globalisierung sehen müssen. Gekoppelt daran sind die Fragen, ob nun die positiven oder negativen Auswirkungen überwiegen, ob sich durch die Umbrüche weltweit der Wohlstand vermehrt oder ob sich nicht die Kluft zwischen reichen und armen Regionen vertieft.

Zu einer weiteren wichtigen Erfahrung gehört in diesem Zusammenhang gerade auch, mit einer harten sozialen Realität konfrontiert zu sein: mit ausgedehnten Elendsvierteln, die in den Ballungszentren großer Städte durch Zuwanderer aus verelendeten Dörfern entstanden sind. Die Probleme von Armut und sogenannter Unterentwicklung sind aber inzwischen nicht nur eine schmerzhaft Erfahrung, die man in »Entwicklungsländern« selbst machen kann. Die Situation hat sich spätestens seit den 1990er-Jahren dramatisch dahingehend verändert, dass die Wanderungsströme der Notleidenden keineswegs mehr allein in den Großstadtslums ihres Heimatstaats enden – inzwischen ist aus der Binnenmigration eine globale Migration geworden, und sie wird in westlichen Medien häufig als der »Beginn einer Völkerwanderung« bezeichnet. Die Notleidenden der sogenannten Dritten Welt gelangen aufgrund verbesserter Verkehrswege bis nach Europa und brechen in dem Glauben auf, dort noch am ehesten soziale Sicherheit zu finden sowie finanziell überleben zu können. Hinzu kommen in immer größerer Zahl Flüchtlinge aus Bürgerkriegsregionen in Vorderasien und Afrika. Angesichts derartiger Umbrüche werden die Befürchtungen immer intensiver, dass eine solch massenhafte Zuwanderung von Menschen aus fremden Kulturen in Europa einen »Zusam-

menprall der Kulturen« zur Folge haben könnte. Die Konsequenz wäre, dass die Europäer in ihrer eigenen kulturellen »Identität« nachhaltig erschüttert würden.

Der Begriff »fremde Kulturen« verliert spätestens hier den Charme des Exotischen und bekommt eine völlig neue Bedeutung. Wir, die Bewohner saturierter westlicher Industriestaaten, waren es bisher gewohnt, die Einzigen zu sein, die in größerer Zahl in weit entfernte Länder reisten oder in sie eindringen. Diese Entwicklung begann im Zeitalter des Kolonialismus, damals waren es Eroberer mit dem Gefühl einer zivilisatorischen Überlegenheit, und seit dem 20. Jahrhundert sind es zunehmend westliche Geschäftsreisende und Touristen. Umso irritierter reagieren wir in westlichen Industriestaaten, wenn nun umgekehrt Menschen aus fremden Kulturen in immer größerer Zahl nach Europa und Nordamerika kommen, also »bei uns eindringen«. Neben »Gastarbeitern« sowie Flüchtlingen aus Elendsgebieten der islamischen Welt und Afrikas sind es längst auch Geschäftsleute und Touristen aus dem wirtschaftlich aufstrebenden Fernen Osten.

Eine solche Entwicklung kann hochinteressant erscheinen und die intellektuelle Neugier wecken, weil »unsere« Gesellschaft mehr als bisher »multi-kulturell« sein wird. Eine solche Entwicklung kann aber auch beträchtliche Ängste auslösen. Das Letztere gilt besonders dann, wenn arbeitssuchende Zuwanderer die ungelösten politischen, sozialen und religiösen Konflikte ihrer Heimat mitbringen und es schwer haben, sich in die westliche Gesellschaft zu integrieren.

In diesem Zusammenhang ergeben sich weitere Fragen: Weshalb sind viele der westlichen Industriestaaten relativ wohlhabend, weshalb »entwickelt«? Und weshalb bleiben ausgerechnet viele Länder der islamischen Welt sowie auch

im südlichen Asien »unterentwickelt«? Es handelt sich doch um Kulturräume, die einige Jahrhunderte früher in mancher Hinsicht jenen des Abendlands an Errungenschaften voraus waren.

Andererseits treffen wir heute in Ostasien auf Staaten, die noch vor nahezu sechs bis sieben Jahrzehnten ebenfalls als »Entwicklungsländer« oder bestenfalls als »Schwellenländer« galten, inzwischen sind sie aber wirtschaftlich, politisch sowie kulturell zu Konkurrenten für westliche Industriestaaten geworden. Die Welt des Fernen Ostens ist durch diesen Wandel nicht mehr so fern, aber auffällig nah rückt sie uns erst dadurch, dass ihre Menschen nun immer mehr auch in Europa präsent sind, ob als Geschäftsleute oder als Touristen. Diese so gegensätzlichen Entwicklungstendenzen lassen es umso dringlicher erscheinen, dass wir uns mit fremden Kulturen auseinandersetzen.

Das Jahr 2020 bringt allerdings durch die globale Ausbreitung des Corona-Virus noch weitere sehr ambivalente Signale einer Veränderung. Wir erleben, dass durch eine Seuche mit bisher nicht gekannten Ausmaßen soziale, wirtschaftliche sowie politische Strukturen in der ganzen Welt einer Zerreißprobe ausgesetzt sind. Über nachhaltige Folgen sind seriöse Analysen allerdings erst nach vielen Monaten oder gar erst in einem Jahr möglich. Daher werde ich im vorliegenden Buch auf diesen Aspekt nur am Rand eingehen. Doch Begegnungen mit fremden Kulturen sind auch schon lange vor der Corona-Krise mit einer Fülle von Problemen aufgeladen gewesen, die noch Jahrzehnte aktuell bleiben werden.

Ich beginne aber mit Schilderungen aus den Anfängen meiner »Entdeckungsreisen«, als ich noch Schwierigkeiten hatte, über das subjektive Erleben – meine eigenen touristischen Befangenheiten – hinaus das Fremde wahrzunehmen.

Begegnungen mit dem touristischen Ich

Eine schwierige Konfrontation

»Orient« und andere Träume

Eine erste Ernüchterung in Marokko

»Aladin lebt noch in Marokko. Tausend und eine Nacht und viele schöne Ferientage gilt es zu erleben.« So las ich in einem Ferienkatalog der *Tourist-Reisen* im Sommer 1984. »Tetuan ist schon von weitem sichtbar mit seinen Türmen und schneeweiß schimmernden Häusern, das begeisternde Traumbild einer morgenländischen Stadt.« Diese Hymne stammt aus einer Werbebroschüre für eine Marokko-Rundreise von *Ikarus-Tours* 1990.

Fast drei Jahrzehnte zuvor, im Oktober 1960, war ich zum ersten Mal über die Grenzen Europas hinausgekommen. Ich war über Frankreich, Spanien und die Meerenge von Gibraltar nach Marokko gereist – ein Flug war damals noch zu teuer. In Tetuan hatte ich das erste Mal »orientalische« Atmosphäre erlebt. Allerdings gab es 1960 nur wenige Reiseprospekte; der Tourismus in außereuropäische Länder befand sich noch in seinen Anfängen. Aber hätte ich solche Prospekte damals zu sehen bekommen, hätte ich diesen Texten voll und ganz zugestimmt. Eine solch psychologisch effektvolle Werbung entsprach exakt meinen Bedürfnissen.

Tetuan, die als märchenhaft angepriesene Stadt, war mein erstes größeres Ziel im äußersten Norden Marokkos. Als sich der Bus Tetuan näherte, genoss ich diesen ersten

Blick genauso, wie er im Reiseprospekt beschrieben wurde: eine Stadt mit einer Vielfalt an Minaretten und Kuppeln. Orient? Aber vom Balkon meines Hotelzimmers blickte ich auf einen Platz, auf dem westlich gekleidete Marokkaner überwogen, ein Platz, auf dem Autos und Motorräder parkten. Ein solcher Platz bedeutete für mich noch Europa, ein südländisches Europa zwar, aber eben doch Europa – deutlich geprägt von der spanischen Kolonialherrschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ja, hier zeichnete sich für mich bereits in ersten Ansätzen eine Art Einheitszivilisation der Zukunft ab: überall auf der Welt ähnliche Häuser, die gleiche westliche Bekleidung, Autos und Motorräder, Shops und Restaurants.

In jenem Oktober 1960 suchte ich, ein zwanzigjähriger Student, den »Orient« als Kontrast zur eigenen Lebenswelt. Ich fand den »Orient« – nur wenige Gehminuten von meinem Hotel entfernt. Abrupt endete die linealgerade Neustadtstraße bei einem rotgetünchten Stadttor mit maurisch geformtem Bogen. Dahinter betrat ich ein Labyrinth gewundener Gassen, zu eng für jedes Auto, wimmelnd von Menschen in bunter Kleidung, Kapuzenmänteln, Turbanen. Fast alle Frauen waren mit Gesichtsschleiern und Kopftüchern verhüllt ... Zwischen die flirrenden Farben schoben sich als weitere Farbtupfer Reiter auf Eseln, Männer mit Handkarren, beladen mit Obst oder Stoffballen. Dazwischen immer wieder völlig unerwartete Ausblicke auf Kuppeln, Minarette, Torbögen und Dachfirste, alle kunstvoll ornamentiert – eine Architektur, deren Verfeinerung und Charme mir jedem historisch gewachsenen Viertel abendländischer Städte gleichrangig erschienen.

In dieser Altstadt von Tetuan erfuhr ich 1960 jenes einmalige, unwiederholbare Überraschungsmoment, abrupt

nicht nur in eine völlig andere Kultur, sondern auch in eine weit zurückliegende Epoche katapultiert zu sein. Das sei eine Welt, die um vieles farbiger und um vieles sinnenfreudiger wirke als die unserer westlichen Zivilisation. So schrieb ich 1960 in mein Reisetagebuch. Zwar biete auch schon eine historisch gewachsene Altstadt in Europa ein kontrastreiches Flair zu einer gleichförmigen Allerweltsarchitektur – aber das Orientalische sei eine Steigerung, sei in seiner Andersartigkeit nicht zu übertreffen. Mehr noch: Hier sei man mit einer Kultur konfrontiert, die sich viel langsamer verändere als die unsere. Nicht diese Hektik, bei der man sich ständig auf neue Veränderungen einstellen müsse, nicht diese Hektik, durch die das Gewohnte und Vertraute allzu rasch verschwinde, nicht diese Hektik, die doch nur dazu diene, alle kulturelle Vielfalt zu vernichten.

Orient ... Ich habe einleitend bereits darauf hingewiesen, dass die Begegnung mit fremden Kulturen auch eine Selbsterfahrung, eine Begegnung mit dem eigenen Ich, bedeutet. Eine solch immer wieder neu gewonnene Einsicht rückt mir besonders die Anfänge meiner Entdeckungsreisen in ein neues Licht. Gerade mit Blick auf die 1960er-Jahre werde ich mir selber fremd. Und vergleiche ich die Erwartungshaltung von damals mit meinem späteren Verhalten, so wird mir nachdrücklich klar, wie vielschichtig, ja wie widersprüchlich die Begegnung mit dem »ganz Anderen« sein kann.

Die Neustadt von Tetuan ... Außer dem Weg vom Hotel zum Tor der Altstadt durchstreifte ich nur flüchtig die linealgeraden Straßen mit ihren Bauten im spanischen Kolonialstil. Aber gerade am Rand der Neustadt erlebte ich eine weitere Überraschung, die zu den prägenden Eindrücken meiner ersten Reise in den Orient gehören sollte.

Nahe dem Stadttor sprach mich ein junger Marokkaner auf Französisch an. Er, in Bluejeans und Poloshirt, war Student der Ingenieurwissenschaften, wohnte in Casablanca und war jetzt für ein paar Tage hier zu Besuch bei seinen Eltern. Er interessierte sich für die beruflichen Chancen in »Allemagne«. Er wolle unbedingt im Ausland arbeiten, vielleicht auch auf Dauer im Ausland leben. Warum das? Der junge Marokkaner machte eine wegwerfende Handbewegung. Es gebe hier so wenig Chancen. Warum ich eigentlich nach Marokko käme, fragte er. Ich erzählte ihm von meinen Eindrücken in den verwinkelten Gassen der Altstadt von Tetuan, dieser so »andersartigen Kultur«. Kultur? Seine Augenbrauen schnellten hoch. Kultur befinde sich hauptsächlich in der Neustadt, ich müsse die neue Siedlung unbedingt sehen, welche am Westrand von Tetuan entstehe, der moderne Standard dort unterscheide sich in nichts von Wohnvierteln in Frankreich. – Ich würde aber gerade den Unterschied suchen, mir käme es darauf an, das kennenzulernen, was die orientalische Kultur grundsätzlich von der westlichen unterscheide.

Orientalische Kultur ... Er dehnte die Vokale unwillig, indem er meinen Tonfall nachahmte. »Orient? Was ist das?« Er betonte jedes Wort bei dieser Frage und erklärte dann: Das sei ein Schlagwort, das von den Europäern erfunden worden sei. Er wies mit einer kurzen Handbewegung auf einen vorbeigehenden Mann mit Turban und Burnus. Ob ich so etwas mit orientalischer Kultur meine? So etwas würde in zwanzig bis dreißig Jahren völlig verschwunden sein. Er prophezeie mir schon heute, dass Marokko sich in ein bis zwei Generationen völlig von den alten Traditionen gelöst haben werde. Alle Marokkaner seien dann westlich gekleidet und nicht mehr von Europäern zu unterscheiden.

Auch die Frauen ... Er wies mit einer vagen Kopfbewegung zu einer völlig verhüllten Gestalt hin. Solche verschleierte Frauen werde es auch bald nicht mehr geben.

Ich schwieg. Und ich ertappte mich bei dem Gedanken, dass ich es schade fände, wenn dieses Flair völlig von Marokkos Straßen verschwände. Schließlich sagte ich: Natürlich müsse sich einiges verändern, aber radikale Reformen würden die eigentlichen Probleme nicht lösen. Alles, was zu schnell gehe, provoziere Rückschläge, rufe Widerstand hervor. – Widerstand bei wem? Seine Frage kam in scharfem Ton. Bei einem Großteil der Bevölkerung, antwortete ich. Bei ungebildeten Leuten, widersprach er. Ob ich Sympathie für die reaktionäre Haltung ungebildeter Leute hätte?

Wieder schwieg ich. 1960 war ich auf solch eine Diskussion noch nicht vorbereitet, vor allem nicht, wenn der Gesprächspartner derart emotional reagierte. Noch am selben Tag stellte ich mir die Frage, ob ich auch dann noch die islamische Welt bereisen würde, wenn der äußere Reiz bunter Exotik an Intensität verlieren würde.

1960 war Marokko gerade vier Jahre aus der Kolonialherrschaft entlassen worden. Weder die spanischen Kolonialherren im Norden noch die französischen im Süden hatten ihre Fremdherrschaft gegen den wachsenden Widerstand länger aufrechterhalten können. Unter den Marokkanern herrschte damals großer Zukunftsoptimismus, zumal Sultan Mohammed V. noch regierte, der als eine Symbolfigur der Unabhängigkeitsbewegung wie auch als Hoffnungsträger für eine bessere Zukunft verehrt wurde. Irritierend erschien mir damals nur die Begegnung mit dem jungen Marokkaner in Tetuan, der unbedingt im Ausland arbeiten wollte, weil er in der Heimat keine Chance sah.

1960 konnte ich mir nicht vorstellen, dass ich Marokko

nur zwei Jahrzehnte später als ein Land erleben würde, das von sozialen und religiösen Spannungen zerrissen war. Und dass ich mir dann, während der Regierungszeit von Sultan Hassan II. von 1961 bis 1999, rückblickend folgende Frage stellen sollte: War Marokko bei meiner ersten Begegnung noch völlig anders gewesen – oder hatte mich nur mein *anderer* Blick auf das Fremde an einer genaueren Wahrnehmung gehindert?

Diese Frage hat sich jedoch zu Beginn des 21. Jahrhunderts, seit Marokko unter der Herrschaft des Sultans Mohammed VI. steht, keineswegs erledigt. Im Gegenteil. Nun kam ein weiterer kritischer Punkt hinzu: Die international vernetzten Organisationen al-Qaida und Islamischer Staat (IS) konnten besonders in Marokko sozial und kulturell entwurzelte Muslime für Terroranschläge im eigenen Land sowie weltweit anwerben. Ins Bewusstsein der Weltöffentlichkeit eingeprägt haben sich bis heute die Attentate in Casablanca am 16. Mai 2003 mit 40 Toten und über 100 Verletzten, in Madrid am 11. März 2004 mit 192 Toten und rund 2050 Verletzten und in Marrakesch am 24. April 2011 mit 17 Toten. Laut einer Statistik des Jahres 2016 rangierten Marokkaner an vorderster Stelle, die als Zuwanderer im damaligen Herrschaftsgebiet der Terror-Organisation Islamischer Staat lebten.¹ Solche Muslime schockieren mit ihrem tiefen Hass gegen den »Westen« (darüber mehr im Abschnitt *Entwurzelte Muslime und »Heiliger Krieg«*).

Wie diese Widersprüche auf einen Nenner bringen? Fragen wie diese sollten mich auf weiteren Reisen begleiten.

»Ich merke, Sie sind Tourist«

Eine zweite Ernüchterung in Tunesien

Hinter mir hörte ich auf Französisch die Frage, aus welchem Land ich käme. Neben mir ging plötzlich ein etwa vierzigjähriger Mann, der sich mit seinem weißen Burnus und dem roten Fez äußerlich in keiner Weise von anderen Männern dieser traditionellen Umgebung unterschied. »Oh, Sie sind aus Deutschland?« Zu meiner Verblüffung redete er mich nun auch noch in fließendem, beinahe akzentfreiem Deutsch an. Er freue sich, einen Deutschen in Tunis zu treffen. Ob er mich zu einer Tasse Tee einladen dürfe? Er habe schon seit Wochen mit keinem Deutschen mehr gesprochen.

Es war im September 1962. Wir saßen in einer Teestube der Altstadt mit Blick auf eine Moscheekuppel. Wie mir Tunis, wie mir Tunesien gefalle, lautete seine einleitende und wenig überraschende Frage. Ich antwortete, Tunis würde zu Recht als eine der interessantesten Städte des Landes gelten, Tunis übertreffe alle meine Erwartungen, ich könne mich nicht sattsehen an der orientalischen Architektur, den bunt gekleideten Menschen, dem Flair ...

Der Tunesier hörte mir lächelnd - und, wie mir schien, mit skeptisch hochgezogenen Augenbrauen - zu. Dann kam eine für mich verblüffende Frage: Ob ich es nicht hier sehr schmutzig fände? Er wies mit einer weitausholenden Handbewegung von der Moscheekuppel über die Hauswände hin zur Gasse.

Schmutzig? Ich entdeckte bei näherem Hinsehen Risse und bröckelnden Verputz an den Mauern, allerlei Abfall in den Rinnsteinen der Gasse. Ich tat die Entdeckung mit einem Kopfschütteln ab. So etwas störe mich nicht. - Aber

in Deutschland sei doch alles sauber und sehr geordnet, sagte er. – Zu sauber, zu geordnet, sei in Deutschland alles, antwortete ich und erschrak über meinen Affekt. Er registrierte meine Antwort sichtlich irritiert. Diese Gasse hier, sagte ich und suchte nach Worten, habe eine ungewöhnliche Atmosphäre, sie sei sehr exotisch ...

Er lachte. »Ich merke, Sie sind Tourist«, sagte er.

Es schmerzte mich, dass er mich als Touristen bezeichnete. Für einen Moment entstand eine quälende Pause.

Woher er so gut Deutsch spreche, wollte ich wissen. Ob er es in Deutschland gelernt habe? – Nein, dort sei er bis jetzt nicht gewesen. In Tunis habe er Deutsch gelernt. – Was er beruflich mache? – Er sei ein Tourist Guide. – Ob es hier in Tunis schon viele Touristen gebe, fragte ich überrascht. Er antwortete: Einzelreisende gebe es eher selten, aber Reisegruppen seien öfter hier. Er führe Reisegruppen. Heute Abend käme eine französische Reisegruppe, nächste Woche eine deutsche. Der Tourismus habe in Tunesien eine große Zukunft. Jawohl, die Gruppen würden mit dem Flugzeug anreisen, auch das sei die große Tendenz für die Zukunft. Er lächelte, als ich ihm erklärte, ich sei auf dem Landweg über Italien bis nach Palermo und von dort mit dem Schiff nach Tunis unterwegs gewesen. – Wie lange ich denn gebraucht hätte? – Drei Wochen habe das gedauert, ich hätte mir ja in Italien manche Stadt angesehen. – Und der Rückweg wieder drei Wochen? – Ja, ich hätte Semesterferien, ich hätte Zeit dafür. Er zog wieder die Augenbrauen hoch. Bei diesem Punkt hatte er offenbar Schwierigkeiten, mich zu verstehen.

Nachdem wir Tee getrunken hatten, begleitete er mich noch plaudernd bei einem Bummel durch die Gassen. Plötzlich nahm er seinen Fez ab und setzte ihn mir auf den Kopf,

betrachtete mich amüsiert und führte mich zu einem Spiegel bei einer Basarbude. Ich war wenig begeistert bei dem Anblick, mein Gesicht erschien mir zu blass im Kontrast zu dem tiefroten Fez. Oh nein, oh nein, beschwichtigte er, das sehe sehr gut aus, ich solle jetzt auch noch seinen Burnus anziehen. Ich zögerte. Er klopfte mir lachend auf die Schulter. »Das ist exotisch«, sagte er. Ich zögerte immer noch, war aber neugierig, welche Kleidung bei ihm unter dem traditionellen Umhang zum Vorschein kam.

Ich blickte auf eine westlich geschnittene Jacke, ein kariertes Hemd und Bluejeans. Der Tunesier merkte mein Erstaunen und schien nun seinerseits irritiert. Er zog sich den Hemdkragen zurecht, als hätte ich dort eine Unregelmäßigkeit entdeckt. Dann sagte er: Er müsse mich unbedingt fotografieren. Ob er dürfe? Er klopfte mit der Hand an meine Fototasche, bevor er mich unter einen weißgetünchten Torbogen führte. Meine Kamera bediente er sehr routiniert, als habe er das schon oft gemacht. Dann klatschte er in die Hände und winkte einem Vorbeigehenden, den er zu kennen schien. Er bat ihn, ein Foto von uns beiden zu machen. Er stellte sich neben mich: ein westlich gekleideter Tunesier und ein tunesisch gekleideter Westler auf einem gemeinsamen Bild. »Das ist exotisch«, sagte er nun noch einmal mit breitem Lächeln, wobei ich schwer einschätzen konnte, inwieweit er das ironisch meinte. Anscheinend verfuhr er in dieser Art mit seinen französischen und deutschen Reisegruppen.

Ob er in seiner Freizeit eher traditionelle oder westliche Kleidung bevorzuge, wollte ich wissen. – Mal dies, mal das. – Ob er in der Neustadt oder in der Altstadt wohne? – In der Neustadt. – Weshalb in der Neustadt? – Es sei dort modern. – Er bevorzuge also den Lebensstil dort? – Er schätze das eine,

er schätze das andere. – Er sehe also zwischen beiden Verhaltensformen keinen Widerspruch? – Nein. Er schätze das eine, er schätze das andere, wiederholte er beharrlich.

»C'est moyen âge« ... Plötzlich wies er mit einer schwungvollen Geste auf einen Mauleselreiter mit grellrotem Turban und setzte auf Deutsch hinzu: »Das ist Mittelalter«. Er sagte das in einem Ton, als ob er jetzt Fremdenführer sei und er genau wüsste, was sein Kunde von ihm an Erklärungen erwarte. Und wieder schien es mir so, als ob eine leichte Ironie in seiner Stimme läge. Wie dachte er über die Fremden? Ob er mich nicht durch die Altstadt führen könne, fragte er mit einem Mal. Er biete mir einen Spezialpreis. – Nein, danke, ich hätte schon alles gesehen. – Das sei unmöglich. Nur mit einem Guide könne man alles sehen. Er biete mir einen besonderen Preis. – Ich sei gewohnt, alles auf eigene Faust zu erkunden. – Er biete mir einen Spezialpreis, einen Spezialpreis, ja? Als es ums Geschäftliche ging, stellte er seine Beharrlichkeit nun erst recht unter Beweis. Er folgte mir noch durch mehrere Gassen, ununterbrochen auf mich einredend. »Ich bin kein Tourist«, betonte ich. »Einen Spezialpreis«, wiederholte er.

Wie ihm erklären, dass ich mich im Gegensatz zu einem Touristen als einen Reisenden betrachtete, der ... ja, was eigentlich? Eine derartige Diskussion war schon mit Deutschen ein Problem. Alle Touristen seien bisher mit ihm zufrieden gewesen, erklärte er.

Es war eine schmerzliche Erfahrung, Tourist zu sein.